De Näbel

Autor(en): **Hämmerli-Marti, Sophie**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634023

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Zeit zum Mittagessen. Es waren jetzt elf Soldaten da und sie hatten einen Brückenwagen aufgepflanzt, der ihnen als Tisch diente, und darauf ihre Eßgeschirre ausgebreitet. Es duftete kräftig aus den blechernen Schüsseln.

„Wollen Sie auch mithalten?" rief ihr einer der Männer entgegen.

„Nein, danke", entgegnete sie, nicht unfreundlich, aber auch nicht freundlich. Die Soldaten sahen ihr nach und machten etwas lange Gesichter.

Am Abend war das Hauptverlesen schon vorüber, als Elly von ihrer Arbeit nach Hause kam. Der Soldat, der am Morgen die Pferdebeine abgerieben hatte, stand auf der Pflästerung vor der alten Remise und sah ihr entgegen. Halb sah es so aus, als hätte er auf sie gewartet und doch auch wieder nicht. Doch auf jeden Fall sollte er sich täuschen, wenn er glaubte, sie zum Zeitvertreib seines Dienstlebens machen zu können.

„Würden Sie mir nicht ein bißchen die Gegend erklären?" fragte er, „wo es zum Beispiel schöne Spaziergänge hat? Ich bin hier fremd und nur zufolge meiner Kantonszugehörigkeit diesen Manövern zugeteilt."

Sie blieb nicht stehen, sondern verlangsamte bloß ein wenig ihren Schritt, während sie entgegnete: „Dazu haben Sie ja Ihre Karten, um die Gegend kennen zu lernen. Und überdies ist der Geschmack auch für Naturschönheiten sehr verschieden. Dort drüben der Weg dem Fluß entlang gilt übrigens als sehr hübsch."

Er lächelte. „Das heißt mit andern Worten, hier am Hügel, wo Sie offenbar wohnen, wollen Sie mich nicht haben." Er ging neben ihr her bis zum Tor, das diesmal der Soldaten wegen offen stand.

„Erraten!" sagte sie und sah ihn einen Augenblick an. Sie blieb stehen, in der Annahme, er würde jetzt umkehren, und dann wollte sie das Tor hinter seinem Rücken verschließen.

Er tat ihr aber den Gefallen nicht, sondern fragte statt dessen mit dem immer gleichen gutmütigen und, wie ihr schien, etwas überlegenen Lächeln: „Sind Sie Männerfeindin oder Antimilitaristin, daß Sie mich friedlichen Bürger so behandeln?"

„Keins von beiden", entgegnete sie rasch, „das heißt, ich habe noch nicht genügend über diese Fragen nachgedacht. Ich behandle Sie auch keineswegs schlecht und bin nicht so töricht, zu glauben, daß jeder, wirklich ein jeder, welcher den Waffenrock trägt, diesen als Deckmantel benütze, um unter dessen Schutz sich mit Unanständigkeiten an Frauen heranzumachen. Aber" — sie sah ihm entschlossen in die Augen, um gleich am ersten Tage allen Anrempeleien ein Ende zu machen — „sagen Sie selbst: Würden Sie ein Mädchen heiraten, das schon am ersten Abend mit einem wildfremden Soldaten in den Wäldern herumliefe? Und andererseits: Glauben Sie, ich würde mit einem Mann in der Welt herumlaufen, der schon von Anfang an jede Möglichkeit einer Heirat als ausgeschlossen betrachtet?"

Er lachte auf. „Ausgezeichnet! Aber woraus schließen Sie denn das?"

Sie war etwas verblüfft über seine Hartnäckigkeit, blieb ihm dann aber die Antwort doch nicht schuldig. „Woraus ich das schließe? Aus dem Mangel an Achtung, mit dem jeder Soldat von einem Mädchen spricht, das eingewilligt hat, mit ihm spazieren zu gehen."

„Es stimmt", gab er nach einigem Nachdenken zu, „aber der Teufel mag wissen, wo Sie diese Ihre Weisheit her haben." (Schluß folgt.)

Ein Einbrecher.

Von G. Vogt.

Rrrr! Rrrr! „Max! Max! Wie du fest schläfst. Ich habe dir schon einige Male gerufen; hörst du denn das Rattern nicht?"

Schlaftrunken setzte sich Max im Bette auf. „Was ist das?"

„Ich höre das schon einige Zeit; ein Einbrecher ist an der Arbeit."

Sofort erhob sich Moritz und zündete die Stehlampe an.

„Drehe schnell den Schlüssel und schiebe den Riegel vor."

„Ist geschehen, während du noch schliefest."

Die beiden Burschen schlüpften hastig in Hose und Schuhe.

Der erste Stock war vom Onkel, einem reichen Weinhändler, der selten in seinem Heimatort wohnte, möbliert. Unter den Möbeln stand ein Sekretär mit Geheimfächern. Der Onkel wünschte, daß dieser bei einem Brande unbedingt gerettet werde. Auch müsse immer jemand im einzelstehenden Hause schlafen.

„Wir müssen Nachschau halten", flüsterte Moritz, der 26jährige, und erfaßte die Lampe und einen alten Säbel. Der 16jährige ergriff einen Revolver. Sachte wurde der Riegel geschoben und der Schlüssel gedreht. Moritzens starker Arm öffnete vorsichtig die Zimmertüre. Das Rattern hörte auf; der Einbrecher war offenbar geflohen. Die zwei Bewaffneten durchschritten den langen Gang. Da plötzlich wieder: Rrrr! Rrrr! Rrrr! Die zwei fuhren zusammen. „Was Teufels ist denn das? Von wo kommt der Lärm?"

Sie öffneten die Haustüre und riefen dem Hund Barri, der aber nicht zugegen war. Hatte ihn jemand absichtlich weggelockt oder lag er vergiftet irgend wo in den letzten Zügen? Beim Wiederbetreten des Hausflurs ließ sich der unheimliche Lärm wieder hören.

„Ich glaube, das kommt vom Keller her. Das muß ein verwegener Kerl sein; der hat uns ja hören können."

„Sehr wahrscheinlich sind es mehrere. Schließen wir schnell die Haustüre."

Dann schlichen die zwei aus dem Schlaf Aufgeschreckten die beiden langen, spärlich erhellten Kellertreppen hinunter.

Der Weinkeller des Onkels war verschlossen und nichts Verdächtiges ließ sich vernehmen. Aber von wo anders her stellte sich das unheimliche Rattern wieder ein.

So gelangten denn die beiden wieder ins Parterre hinauf und pochenden Herzens führte der schwere Gang zur Wohnung im ersten Stock.

Großes Erstaunen! Leises, dann unbändiges Lachen! In einer Mäusefalle war eine große Ratte gefangen; die biß in das Drahtgeflecht, stellte sich auf die hintern Beine und rüttelte die Falle, die auf der hölzernen Treppe lag.

„Du sollst deinen Lohn bekommen, du Biest!"

Moritz ergriff die Mäusefalle und eilte zum Brunnentrog vor dem Hause.

„Laß sie davonhopsen; die lebt auch gern."

Langsam öffnete sich die Fallklappe und die Ratte suchte vergnügt das Weite.

De Näbel.

Wenn nume d'Sunne wieder chem,
Und euse Näbel obsi nehm
Mit alle schwere Sorge!
Er hocket a der Jurawand,
Und wott mit siner chalte Hand
Was Ote het, verworge.

Denn wachst de Chumber übers Dach
Und luschteret us jedem Fach,
Und lot si nid verjage:
Er spinnt eim langsam, langsam i
Und singt sis Totelied: „Verbi,
Ihr chömed nümme z'Gnade!"

Sophie Hämmerli-Marti.

(Aus „Allerseele".)